

A young boy with curly hair is crying intensely, his mouth wide open in a scream. He is wearing a dark blue jacket and blue jeans. He is being held from behind by an adult whose hands are visible, one resting on his shoulder and another near his chest. They are sitting on a large, colorful, multi-layered rug with various shades of blue, green, and brown. The background shows a dark, textured surface, possibly a rock or a wall. The overall mood is one of emotional distress and support.

**Das Gefühl,
das nur wir kennen**

Stephan Lucka

Das Gefühl, das nur wir kennen

Stephan Lucka





Vom miteinander Wachsen

von Tom Levine

Als Junge war ich einer von den Schüchternen. Ich war neu, gut in der Schule, tendierte zum Besserwissen, war körperlich schwächlich. Bei Fußballspielen war ich der, der bei der Mannschaftsaufstellung als letzter aufgerufen wurde, als Reservbank-Stammspieler. So stand ich in der Hackordnung einer siebten Klasse dort, wo auch mein Selbstbewusstsein wehte: weit unten. Aber ich hatte Glück. Udo hat mich mitgenommen zur Sippe Pirat. Zu den Pfadfinder:innen. Das war meine Rettung.

Man wird nicht Bundespräsident, weil man bei den Pfadfinder:innen war, hat mal einer gesagt, der das wissen sollte, ein Bundespräsident nämlich. Ich kann das, als Nicht-Präsident, aus eigener Erfahrung bestätigen. Es werden nicht mal alle, die je ein Halstuch getragen und Pfadfinden erlebt haben, immer selbstbewusste Menschen werden oder erfolgreich oder gar beliebt. Es ist nur wahrscheinlicher. „Ohne die Erfahrung meiner Pfadfinderzeit wäre ich nicht Bundespräsident geworden“, hat jener Bundespräsident, Horst Köhler war es, damals in die Notizblöcke der Berliner Hauptstadtpresse diktiert, im Garten von Schloss Bellevue, vor einer großen Jurtenkonstruktion. Da war die Pfadfinder:innenbewegung gerade 100 Jahre alt geworden. Ein guter präsidentialer Kommentar, finde ich.

Was Pfadfinden ausmacht? Das ist schwer zu erklären, oder ganz einfach: Aufgenommen zu werden in einer Gruppe von Menschen, unter denen kein stetiger Wettbewerb herrscht, jedenfalls nicht in der immer gleichen Disziplin. Natürlich muss man manchmal stark oder kräftig sein bei den Pfadfinder:innen, aber im nächsten Moment schon braucht die Gruppe jemanden, der geschickt ist oder geduldig, musisch, mutig oder sprachbegabt. Kurz: Es werden alle manchmal gebraucht, egal, woher sie kommen oder was sie können. Das macht das Miteinander aus.

Wir können das natürlich auch wortgewaltiger erklären. Pfadfinden ist eine nicht-formelle Bildungsmethode, die Kindern und Jugendlichen unter Vorgabe eines klaren Regel- und Werterahmens den maximalen Freiraum gibt, sich selbst auszuprobieren in ihrer Verantwortung gegenüber Gott, der Welt und gegenüber sich selbst. Das Letztere halte ich persönlich für den vielleicht entscheidenden Aspekt: Wir lernen in Meute und Sippe, in Trupp oder Gilde (oder wie auch immer unsere Kleinst- und Kleingruppen eben genannt werden) ja vor allem, mit uns selbst klarzukommen. Uns selbst zu akzeptieren, uns selbst herauszufordern und zu spüren, wie wir als Teil einer Gruppe an

den Dingen wachsen – am Schnitzen eines Herings oder Entfachen eines Feuers, am Erlernen eines Lieds, am Führen einer Sippe, am Leiten eines Zeltlagers oder Entwerfen eines Postenlaufs. Oder irgendwann in der Antragskommission einer Weltkonferenz.

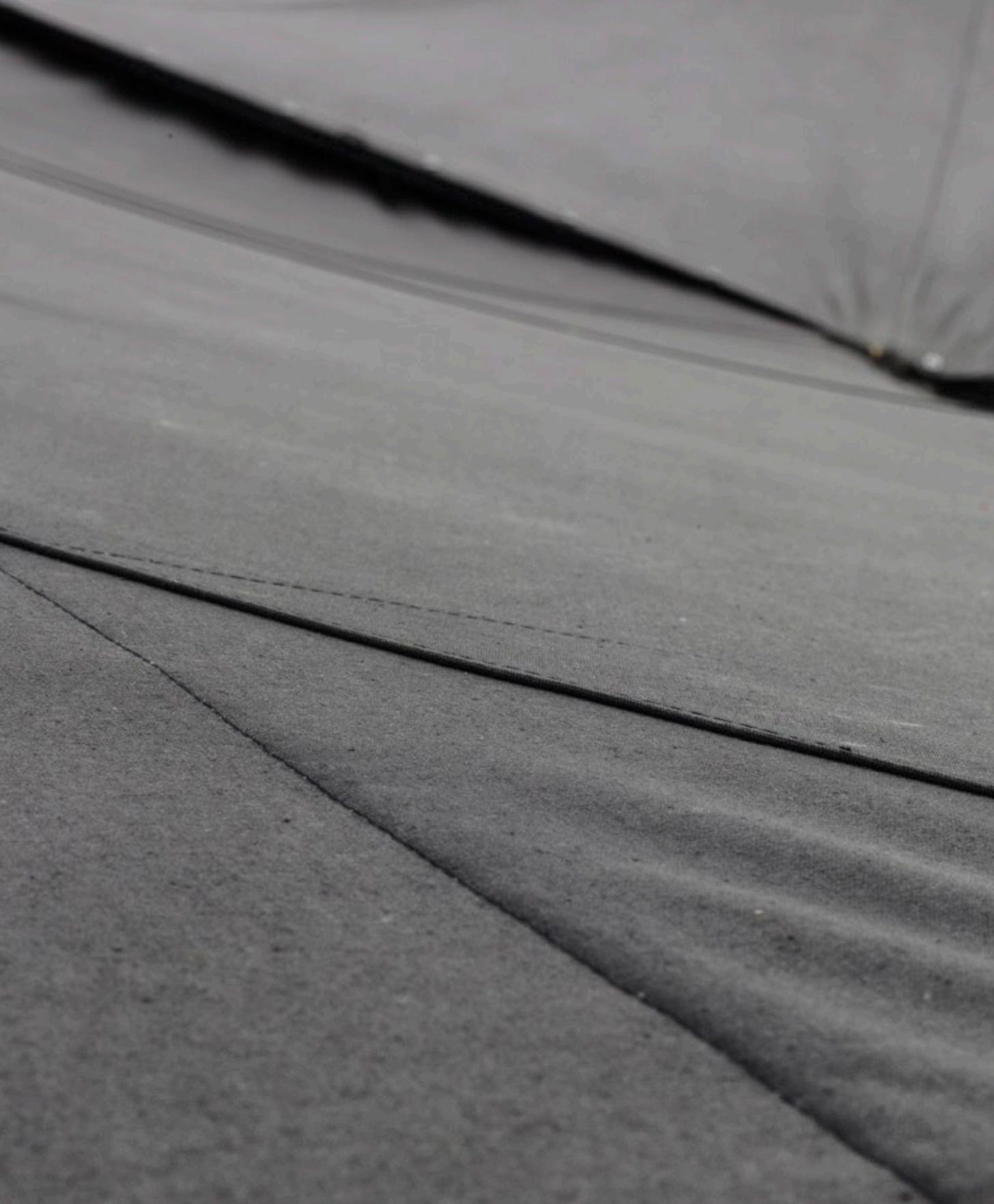
Pfadfinden, so zeigen es die aufregend zeitlos wirkenden Bilder von Stephan Lucka auf eindrucksvolle Art, ist eine emotional aufgeladene Welt, in der die unterschiedlichsten Menschen vorbedingungslos aufeinandertreffen dürfen. Offen, tolerant, meistens recht freundlich und respektvoll (es sei denn, man singt an der falschen Stelle laut). Und gleichzeitig ist Pfadfinden ein hoch effizientes Trainingsfeld für soziales Verhalten, für intuitive Werteorientierung, nicht zuletzt für moderne Menschenführung und Kommunikation.

Der kleine schüchterne Junge von einst hat viel gelernt bei denen, die „das Gefühl kennen“. Das Aufbauen einer Jurte, das Feuermachen und Hordentopfschruppen zuerst, später dann auch den Einsatz für andere und das Zuhören; das Geschichten erzählen, Konzipieren, Leiten, Führen. Ich habe gelernt, Schwierigkeiten nicht aus dem Weg zu gehen und auf andere zuzugehen, selbst wenn sie auf den ersten Blick fremd wirken.

Nicht jede:r Pfadfinder:in, muss den Weg machen, den ich gegangen bin. Das ist weder nötig noch wünschenswert. Aber ich weiß, dass ich nicht dort wäre, wo ich heute stehe, wenn ich nicht damals mit Udo zur Sippe Pirat gegangen und meine ersten kalten, nassen, rauchigen Nächte unter Kohtenstoff erlebt hätte.

Tom Levine lebt als Journalist und Autor in Berlin. Er arbeitet als Direktor bei der Brunswick Group, einer globalen Strategie-Beratung. Seit 1976 Mitglied des Bundes der Pfadfinder und Pfadfinderinnen (BdP), unterstützt Tom Pfadfinden heute als Kurator der Stiftung Pfadfinden und Fellow der Weltpfadfinder:innenstiftung. Auch seine Frau Tania und die seine beiden Töchter tragen Halstuch.









Als ich mit sieben Jahren in der Meute war, hat es im Sommerlager so stark geregnet, dass wir von unserer Meutenführung mitten in der Nacht im strömenden Regen aus den Kohten geholt wurden und Huckepack ins Trockene getragen wurden. Alles war komplett nass, aber ich fand das damals alles sehr aufregend und lustig. Vielleicht, weil es nicht alltäglich, irgendwie abenteuerlich war.

Denn das ist Pfadfinder:innensein für mich: Unterwegs sein, weg von zu Hause, Neues und Unbekanntes erleben, die Fahrten und Lager, Zelten, Singen, Lagerfeuer. Das alles unterscheidet sich alles sehr von meinen anderen Hobbys – meinem Alltag. Die Fahrt ist eine Auszeit. Man muss nicht gucken, ob irgendwer geschrieben hat, oder ob man irgendwas verpasst, es ist nur der Moment der zählt. Die Pfadfinder:innen helfen mir, mich frei zu fühlen, so zu sein wie ich sein möchte.

Pfadfinder:innen sind eigentlich wie geschaffen dafür Freunde zu finden. Ein Ort, an dem man anderen Menschen Stück für Stück näher kommt, auf eine Art die man normalerweise nicht erlebt. Denn ich weiß erstmal nichts über den anderen, wo er: sie herkommt, was er: sie sonst so macht, was für Probleme er: sie vielleicht hat. Man hat keine Vorurteile. Hier sind alle erstmal Pfadfinder:innen. Man lernt die andere Person ganz anders kennen, wenn man zusammen ein Zelt hochzieht, zusammen singt, oder wenn es mal stressiger wird.

Der Stamm ist mein Zuhause geworden. Ein Ort, an dem es mir gut geht, mit Menschen, die mir am Herzen liegen. Wenn ich abends in der Singerunde sitze, habe ich ein warmes Gefühl, das sich wie Zuhause anfühlt. Wie eine Familie, zu der ich immer zurückkommen kann.

Ilwy (14)



